

Was erwarten sich junge Menschen vom Berufsleben – und was sind sie bereit zu investieren? Lässt die Arbeitswelt ihnen überhaupt noch Alternativen zum viel beklagten Opportunismus? Reflexionen aus der Jugendkulturforschung zum Tag der Arbeit am 1. Mai.

## Jobs 2.0: Die verordnete Selbstoptimierung

Von Bernhard Heinzmaier

Ägnes Heller, die große ungarische Philosophin, hat Utopie als eine Mischung aus Einbildungskraft, den Ansichten einer Zeit und der Leidenschaft der Hoffnung beschrieben. Die Leidenschaft der Hoffnung nun ist unter den heute unter 30-Jährigen kaum zu finden. Im Gegenteil. Es wird wenig gehofft und spekuliert, hingegen viel kalkuliert und kritisch geplant. Wo das Kalkül regiert und die Leidenschaft fehlt, dort muss die Utopie schweigen. Und so lebt unsere Jugend vor allem in der Gegenwart ein kurzzeitiges Leben ohne weite raum-zeitliche Perspektive. Der Blick ist immer auf das Nahliegende, Kleinräumige, unmittelbar Persönliche gerichtet. Ein Sozial-Provinzialismus herrscht vor, der für alles, was über die eigene kleine Welt hinausgeht, blind sein will. Alles Grobe und Globale ist den meisten Jungen kein Bedürfnis, sondern eine aufgezwungene Last.

Um sich selbst kreisend

Sie richten ihre ganze Energie auf den eigenen Lebensentwurf, analog zum Handeln eines Unternehmers, der immer nur den Erfolg seines Betriebs und niemals den der ganzen Volkswirtschaft im Blick hat. Man kann es Egoismus nennen. Aber der Egoismusbegriff ist pejorativ, ein moralischer Vorwurf schwingt immer mit. Moral kann man jedoch nur von dem verlan- gen, der über alternative Hal- tungs- und Handlungsoptionen entscheiden kann. Die Jugend al- lerdings kann heute nicht frei da- raüber entscheiden, narzisstisch oder selbstlos, egozentrisch oder gemeinschaftsorientiert zu sein. Die Ideologie des Entrepreneur- ship, die Start-up-Philosophie, das verordnete Adornieren des eigenen Selbst und seines Initiationspoten- zials machen die Entscheidung für ein utopieloses und pragmatisches Mimacher-Leben fast „alternativ- los“. Die Opfer, die für ein „Gegen- den-Strom-Schwimmen“ zu brin- gen sind, sind so groß, dass nur die Minderheit der Verwegensten ein Leben gegen den Zeitgeist ins Au- ßere zu fassen wagt.

Noch ein Zitat von Ágnes Hel- ler: „Wer Selbstbewusstsein hat, identifiziert sich nicht spontan mit sich selbst, er hat Distanz zu sich selbst.“ Die heutige Jugend ist selbstverliebt, total distanzlos zu sich selbst. Wahrscheinlich hat es niemals eine so große Masse an Menschen gegeben, die so stark auf sich selbst bezogen gelebt hat, wie der Großteil der heutigen Ju- gend. Vor allem, wenn es um ästhe- tische Fragen geht, ist man hoch- aktiv. Gutes Aussehen geht über alles. Das ganze Leben ist primär Design, Lifestyle und Statusde- monstration. Heute trägt sogar der Dalai Lama eine Rolex. Was für ein Zeichen für die Welt.

Das Innere ist nach außen ge- kehrt. Das sichtbare Materielle zählt mehr als der Geist. Aber die Überidentifikation mit sich selbst ist auch ein Zeichen von Furcht, von fehlendem Vertrauen in die ei- gene Wirksamkeit, von mangel- dem Selbstbewusstsein. Der junge Mensch der Gegenwart klammert sich voll Angst an sich selbst, weil er fürchtet, sich in der Mas-

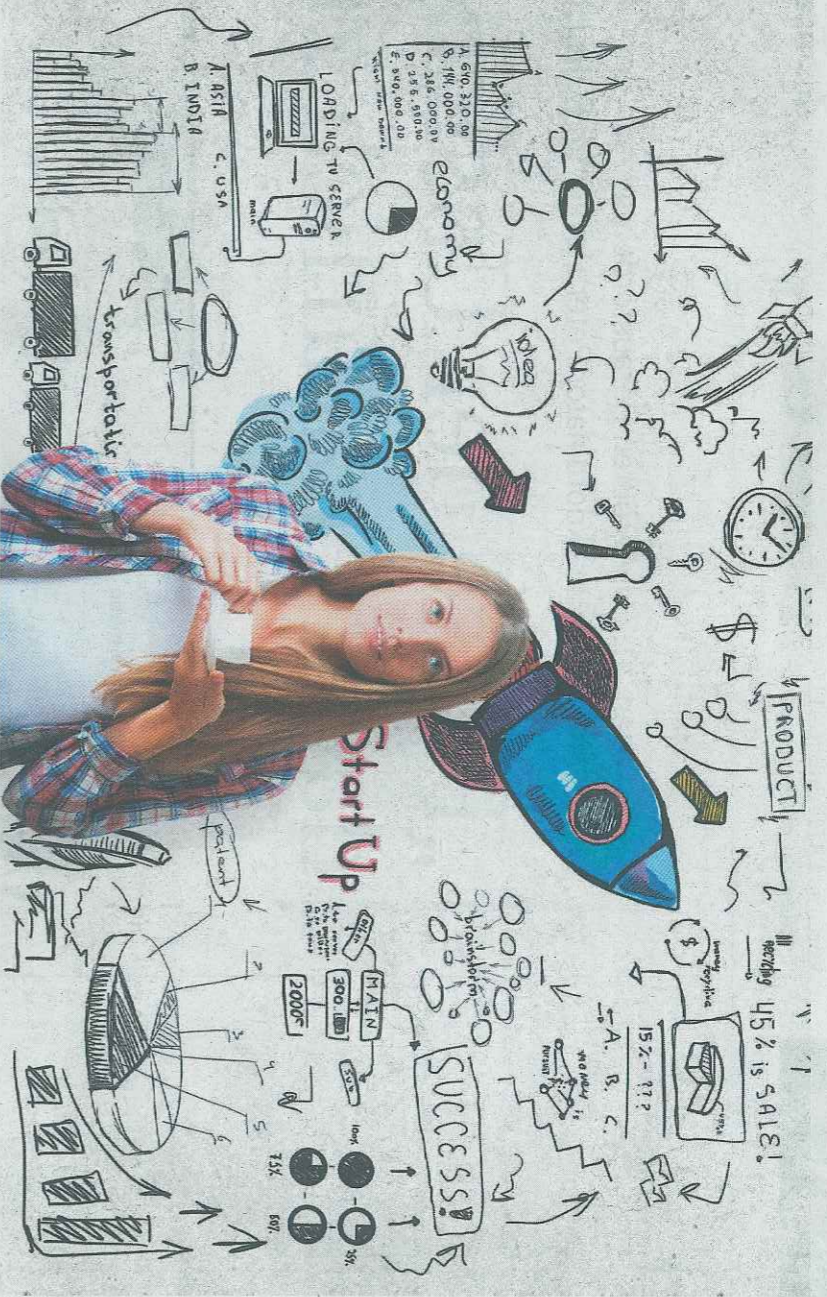


Foto: Shutterstock

se der Möglichkeiten und unter dem Druck übermäßiger Außen- einflüsse zu verlieren. Wenn sich schon sonst nichts und niemand nach mir richtet, sagt er sich, wenn ich nicht mehr als der Spielball an- onymer Mächte bin, dann konzen- triere ich mich auf das Einzige, wo- rüber ich Macht haben kann: mein eigenes Selbst.

Die Jugend kann heute nicht frei entschei- den, narzisstisch oder selbstlos zu sein. Die Entscheidung für ein utopieloses Mit- macher-Leben ist fast alternativlos.

Lifelogging, digitale Selbstver- messung, Quantified Self und Selbstoptimierung sind zu rele- vanten Idealen der postmodernen Jugendkultur geworden. Man will sich selbst lieben, aber nicht das, was man tatsächlich ist, sondern das Idealbild von sich, das gesell- schaftlich determiniert ist. Das Ideal ist der immer funktionsstich- tige, kreative, erfolgreiche und gutaussehende Optimist. Narziss liebt sein reales Ich, der Gegen- wartsmensch liebt sein Ideal-Ich, an dem er wie Sisyphos permanent

arbeiten muss ohne jede Aussicht darauf, an ein Ende zu kommen. Wer auf das Ich-Ideal verpflichtet ist, kann niemals Erfüllung finden. Zur Ruhelosigkeit ist er verurteilt, bis er ins Grab fällt.

Die Jugend der Gegenwart ist immer bereit zur Aufgabe ihres realen Ich, wenn sie dafür dem gesellschaftlich verordneten Ich- ideal einen Schritt näherkommen kann. In Ausbildung und Beruf ist man genauso „außenorientiert“ wie in der Freizeit. Relevant ist nicht der, der ich bin, sondern der ich sein könnte. Das Selbstopti- mierungsdiät ist internalisiert. Man tut das, was verlangt wird, da- mit man am Ende besser dasteht als am Anfang der Ausbildung oder einer Job-Episode. Der Weg nach vorn ist immer der Weg weg von sich selbst.

Kalkulation und Rationalisierung

Karl Marx hat für ein solches Handeln den Begriff der „Verding- lichung“ geschaffen. Er beschreibt das Prinzip „der auf Kalkulation, auf Kalkulierbarkeit eingestellten Rationalisierung“ (Georg Lukács). Der Mensch folgt nicht mehr sei-

nen Bedürfnissen, er folgt den Be- dürfnissen der „Maschinerie“, die ihm umgibt. Musste der Mensch früher dazu oft mit Gewalt ge- zwungen werden, so verdinglicht sich die Jugend heute ohne Fremd- zwang selbst. Selbstverdinglich- ung in Ausbildung und Arbeit findet statt. Wenn es darum geht, sich der Rationalität des Systems zu unterwerfen, dann schreibt die Mehrheit der Jungen heute laut, deutlich und freiwillig „Hier“. Wa- rum: Weil es heute so der Brauch ist. Selbstverdinglichung ist das dominierende Brauchtum unserer postmodernen Wertegemein- schaft. Es ist der neue Brauch, der alle alten Bräuche der selbst- bewussten Widerständigkeit voll- ständig zu ersetzen droht.

Und der verdinglichte Mensch hebt neben sich selbst, wie könnte es anders sein, die künstliche Ding- welt des Konsums am meisten. Der junge Mensch ist „Warentren- schist“. Das „Shoppen“ ist zu sei- ner zweiten Natur geworden. Da- für braucht er Geld und freie Zeit. Work-Life-Balance ist deshalb heu- te tatsächlich „Work-Konsum-Ba- lance“. Identitäten sind im selben Ausmaß Berufs- wie Freizeitiden-

Das Leben als ewiges Vorwort

Was kann man nun angesichts solcher dystopischer Perspekti- ven der Jugend, aber auch den Al- ten raten? Ich würde sagen: Wendet zu Ironikern! Vladimir Jankélé- vitch beschreibt den Ironiker als Menschen, der nicht an etwas haf- ten noch es abwägen will, der liebt, aber nur mit einem kleinen Teil seiner Seele, und wenn er schaut, dann nur mit „der Spitze der Au- gen“. Er berührt alles unendlich leicht, er streift es nur. Der Ironi- ker flattert von einer Anekdote zur anderen, von plaisir zu plaisir, kos- tet von allem, ohne sich aber ir- gendwo endgültig niederzulassen. Das ironische Leben ist ein ewi- ges Vorwort, es bleibt zu allem ein wenig auf Distanz, vermeidet das zu gründliche Engagement. Die- se Leichtigkeit der Ironie braucht man, will man nicht vom „Gas des Neoliberalismus“ (Jilles Deleuze) markotisiert und zum funktionie- renden Ding herabgewürdigt wer- den.

Der Autor leitet das Institut für Jugendkulturforschung in Wien

KLARTEXT

### Licht am Ende des Tunnels II

In der jüngsten Kolumne ging es um das Licht am Ende des Tunnels (ist es tatsäch- lich das Licht der Welt oder ist des das Licht des nahenden Zuges?) und die Unmöglich- keit von Voraussagen und Prognosen auf- grund unhaltbarer Modelle. Aber auch eine andere Dimension: Was halten wir denn ei- gentlich für ein „Licht“? Ist es das reine ökonomische Wachstum, das wir wollen, und wenn wir es erreichen, wird dieses Wachstum dann für alle da sein oder nur für einige wenige? Heute haben wir einen seltsamen Zustand, in dem sich wenige fragen, wohin wir eigent- lich steuern. Dieser Mangel wird kompensiert mit der Debatte, wie schnell wir dorthin kommen sollen.

Es ist also tatsächlich die Schlüsselfrage, was dort am Ende des Tunnels für ein Licht leuchtet. Wenn es nur darum geht, unser Wachstum wiederherzustel- len, dann würde dieses Licht sehr schnell erlöschen, denn in der Ökonomie ging es immer nach einem Aufwärtstrend wieder nach unten, dem Wirtschafts- zyklus entsprechend. Etwas wie ein ungebremstes



Wachstum zu erwarten ist so, als würde man jeden Tag Sonnenschein erwarten. Was aber, wenn das Licht am Ende des Tunnels eine Art von Wertziel bedeuten würde? Das würde der Frage eine ganz neue Dimensi- on verleihen. Wenn etwa das Ziel wäre, die Kinderarmut zu stoppen. Dann könnte man

über Hoffnung reden und diese Hoffnung wäre sogar zu unseren Lebzeiten erfüllbar. Und in diesem Sinne könnte unser Ziel, unser Licht, sich gar nicht in ei- nen entgegenkommenden Zug verwandeln. Wenn un- ser Ziel die Kolonisierung des Mars wäre, auch das könnten wir erreichen, oder die Grundversorgung in der Gesundheit oder Bildung. Oder um das zusam- menzufassen: Die einzige Möglichkeit, das Licht am Ende des Tunnels zu sehen, ist es, die Welt zu sehen. Und in diesem Sinne (frei nach Trump): „Let’s make the world great again!“

Der Autor ist Professor für

Ökonomie an der Karlsuniversität Prag